

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 1

Artikel: Frau Anna Pernot : Part., Waschfrau
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065004>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

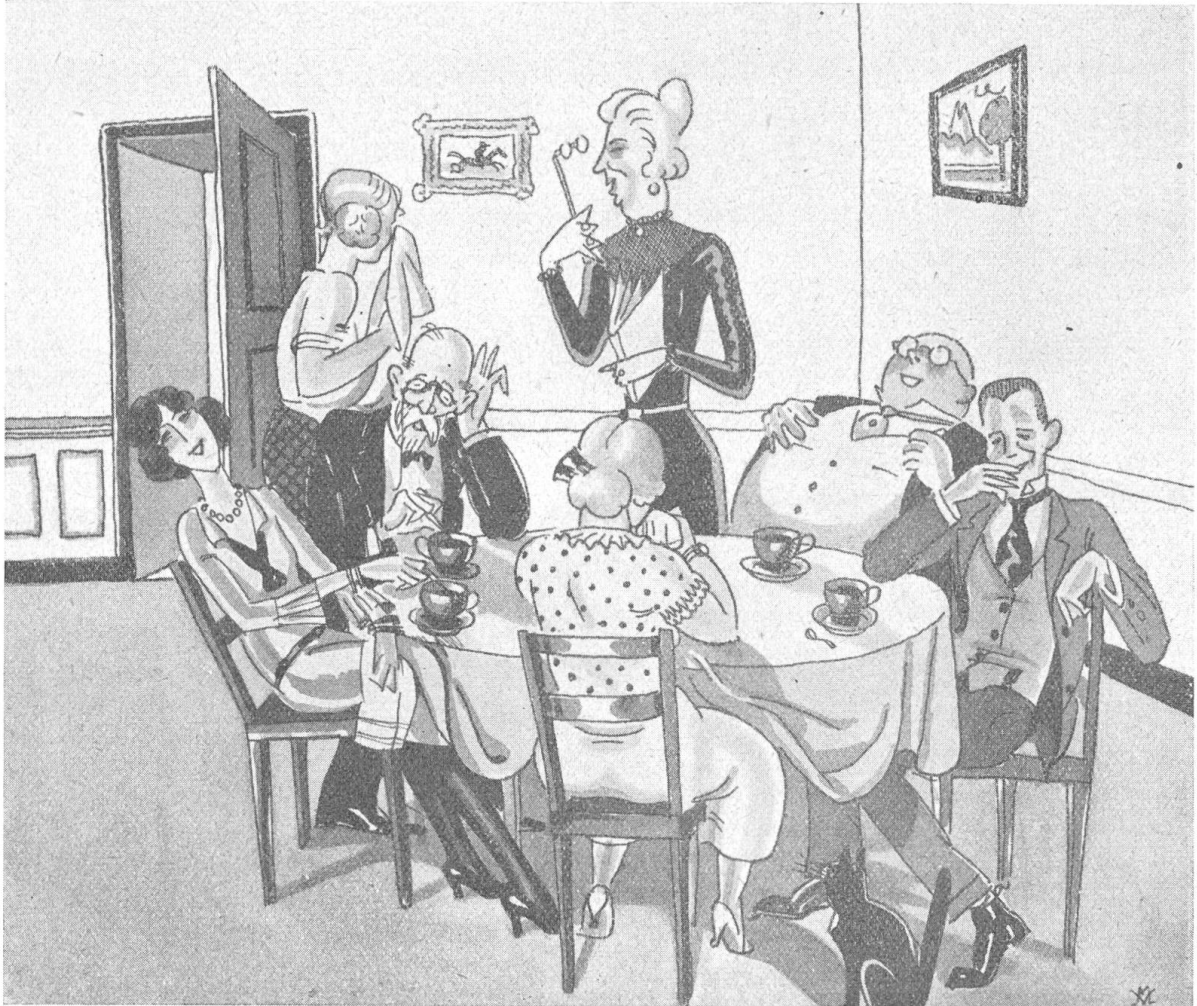
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRAU ANNA PERNOT

PART., WASCHFRAU



Illustriert von Marcel Vidoudez

Die Lebensbeschreibung der Anna Pernot führt uns weder in unbekannte Abgründe noch auf schwindelnde Höhen menschlichen Erlebens. Aber sie erschliesst uns den Weg in das Herz einer Frau, die auf ihre Weise lebte, liebte und litt.

Wenn wir als den besten Stil den adäquaten Ausdruck eines Gefühls

bezeichnen, dann dürfte mancher berufsmässige Schriftsteller die Waschfrau Anna Pernot beneiden.

Weder die Verfasserin noch die Redaktion denken daran, mit den eingestreuten Gedichten die Literatur zu bereichern. Der Leser wird sie als das nehmen, was sie sind: als rührende Aus-

drucksversuche einer ringenden Seele.
Dass sie für den Kenner psychologische
Leckerbissen sind, brauchen wir nicht zu
betonen.

Der Sommer macht mich schwer-
mütig. Die langen Abende bevor
es dunkel wird. Von unserer Zinne aus
sieht man den See. Um die Berge liegt
ein Dunst. Die Schwalben fliegen am
Himmel, ganz klein. Und ein Gezirpe!
Nein, ich kann es nicht hören! Wenn
dann noch ein Grammophon spielt! Es
erinnert mich an die Jugend. Man könnte
losheulen, so schön. Und wozu? Man ist
ein besserer Mensch, wenn man jung ist,
wenigstens, wenn man ein Mädchen ist.
Die jungen Mädchen sind gut. Deshalb
sind sie schön. Jetzt sehe ich auch, dass
sie schön sind. Das sieht eine Frau erst,
wenn sie älter wird. Die Männer sehen es
vorher, deshalb heiraten sie diese. Dann
werden sie hässlich, und keiner weiss
warum. Ich weiss warum. Das kommt da-
von, weil kein Mann eine Frau richtig
verstehen kann und lieben. Aber sie kön-
nen nichts dafür. Sie sind nicht schuld,
sie sind auch nur Menschen.

Wer in der Jugend nie eine Lebens-
beschreibung geschrieben hat, schreibt
später meistens auch keine. Woher hätte
man die Uebung? Ich schon. Ich hatte
schon früh den Drang in mir, schon mit
16 Jahren. Ich war in der Küche in einer
Pension in Bern an der Kramgasse. Ein
Student war auch da. Der gab mir ein
grosses leeres Heft, als er in die Ferien
ging, ein Kollegienheft. Weil er immer
vergass, seine Schuhe hinauszustellen und
ich sie ihm trotzdem putzte.

« Da könnt Ihr Euer Tagebuch hinein-
schreiben, wenn Ihr dann einmal alt seid,

könnt Ihr es Euren Kindern vorlesen,
wenn sie erwachsen sind. »

Jetzt bin ich alt; aber kein Tagebuch
ist da zum Vorlesen, — und Kinder schon
gar nicht.

Das ging so zu. Ich schrieb jeden
Abend in mein Tagebuch. Ich schlief doch
in der Küche. Und wenn jemand spät
heimkam und hatte die Schlüssel verges-
sen, warf er einen Stein an das Fenster.
Und ich machte ihm auf, damit niemand
erwachte, wenn es läutete. Dann habe ich
oft noch geschrieben. Jeden Abend, wo
ich nicht zu müde war und mir etwas ein-
gefallen ist, was ich erlebt habe. Auf die
erste Seite habe ich einen Titel gemacht:
« Mein Tagebuch », von Anna Schneiter.
Und einen Spruch habe ich darunter ge-
schrieben:

« Was mein junges Herz bewegt
Wird schwarz auf weiss hier dargelegt.
Ich weiss, Du trautes Büchelein,
Wirst ein verschwiegener Freund mir
sein. »

Dieser Spruch war von mir gedichtet.
Aber die Rechnung war ohne den Wirt.
Denn auf einmal läutet mich nach dem
Nachessen die Madame ins Esszimmer.
Da sitzen alle und lachen. Sie lachen,
weil ihnen die Madame mein Tagebuch
vorgelesen hat. Ich glaube, ich falle tot
um. Es hat doch jeder Mensch seine
Scham. Das hat schliesslich auch die
Frau Karrer eingesehen, als ich so da-
stand.

« Es war hochinteressant », sagte sie,
« so aus dem Leben gegriffen. Es sind
mir selber die Tränen gekommen beim
Vorlesen. »

« Ja, vor Lachen », habe ich nur gesagt
und das Heft genommen, bin in die Küche
gerannt und habe es verbrannt.

Ich war schon früh ein ernstes Mädchen, natürlich, wenn einem die Eltern gestorben sind. Ich war in einem Kränzchen, jedes Mitglied hatte einen Namen, ich war die Aurora. Jedes Mädchen musste in der Woche ein Gedicht verfassen und es dem Mädchen, das am nächsten wohnte, unter die Vorlage stecken, und alle die Gedichte, die es bekommen hat, auch. So haben wir fast jeden Morgen beim Reinmachen etwas gefunden. Die Herrschaft hat nichts gemerkt, und wir hatten den ganzen Tag ein erhebendes Gefühl. Dann haben sie alle Schätze bekommen und fanden das Dichten blöd. So war ich wieder allein. Die andern Mädchen waren eben alle privat und schliefen in der Mansarde. Das ist günstiger als eine Pension. Denn in der Pension sind alles bessere Herren und diese haben keine Absichten auf das Personal. Ich meine keine ernstesten Absichten. In der Küche schon gar nicht. Höchstens noch das Zimmermädchen hat eine Chance. Deshalb ist mir Bern verleidet. Dann ist zum Glück mein Onkel Joseph gestorben, und ich konnte ihn beerben, eine komplette Zimmereinrichtung. Dafür musste ich die Spitalrechnung bezahlen. So habe ich das Zimmer übernommen an der Bäckerstrasse, und so war ich auf einmal in Zürich. Zuerst habe ich alle seine Sachen ausgebessert. Dann wollte ich sie verkaufen. Aber der Mann wollte mir für den ganzen Haufen nur Fr. 34 bezahlen. So habe ich sie wieder in den Kasten gehängt. Ein Familienandenken ist doch auch etwas Schönes. Am Abend, wenn ich traurig war, machte ich die Kastentüre auf. Und mein ganzes Zimmer roch nach Tabak. Und ich hatte etwas zum Weinen.

Ich war wieder in einer Pension, aber nur tagsüber, wieder in der Küche. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr konnte ich nach Hause. Am Sonntag war ich den ganzen Nachmittag frei und den ganzen Abend auch, weil in den meisten Pensionen am Sonntag nicht gekocht wird. Ich wusste nicht was tun, weil ich keine Freundin hatte. Manchmal im Sommer ging ich an den See oder auf den Höckler. Aber für ein alleinstehendes Fräulein ist die Natur nichts, wenn sie grünt und blüht. Es macht ja nur das Herz schwer. So blieb ich zu Hause und machte meine Sachen und einen Kaffee. Im Winter ging ich an die Abendunterhaltungen. Ich schaute im Tagblatt nach etwas Seriösem. Eisenbahner oder Pöstler oder so etwas. Das war mein Traum. Aber wenn es nichts anderes hatte, ging ich auch zum Sängerbund oder zum Dilettantenverein, obschon die Gesellschaft hier weniger gewählt ist. Die Abendunterhaltungen fingen meistens um 4 Uhr an, und dann ging es bis 12 Uhr. Ich ging immer früh, damit ich einen guten Platz erhielt, auf der Seite, wo man die Tische nachher, wenn's ans Tanzen ging, nicht wegräumte. Sonst muss man noch eine neue Konsumation nehmen. Dann bestellte ich gleich meinen Kaffee und gab der Kellnerin 20 Rappen Trinkgeld, um sie gut zu stimmen. Denn man sieht alleinstehende Fräulein nicht so gern, weil sie weniger konsumieren und nur Platz versperren. Zuerst gab es Konzert und Theater. Aber man konnte nicht so recht dabei sein, weil doch nachher der Tanz kam. So um 8, $\frac{1}{2}$ 9 Uhr, je nachdem, aber ich kam nicht viel zum Tanzen. Ich weiss nicht warum, vielleicht, weil man mir die ehrlichen Absichten zu gut ansah. Das macht die Männer nervös. Oder war es

der anhängliche Blick ? Das sagte auch der Willi immer, das macht ihn noch ganz verrückt. Noch im letzten Urlaub hat er das gesagt in Stuttgart. Acht Tage bevor er gefallen ist :

« Anna, wenn du mich so anschaust, so halte ich es nicht aus. Du kannst dir denken, wie die Leute lachen würden, wenn sie wüssten, dass wir schon zwei Jahre verheiratet sind. »

So musste ich immer einen Schritt hinter ihm her gehen, wie er so schön war und männlich in seiner Uniform und doch so arm, weil er doch wieder an die Front musste und ich nicht wusste, ob er wieder kommt. Wie es ja dann auch geschehen ist.

Die rechten Tänzer, die mir gefielen, haben mich nie zum Tanzen eingeladen. Meistens nur die ganz Kleinen. Ich



„Im Frühling und im Sommer ging ich jeden Abend über den Platzspitz...“

konnte die Kleinen nicht leiden, früher; es grauste mir vor ihnen. Hie und da hat mich ein Fräulein eingeladen, die auch nicht tanzen konnte. Aber das war doch nicht das Richtige, besonders weil diese Fräulein dann zeigen wollten, wie sie tanzen können und mich beim Tanzen in den Hintergrund gedrückt haben. So bin ich dann auch nicht mehr an die Abendunterhaltungen gegangen.

Und auf einmal war ich, kein Mensch weiss wie, 28 Jahre alt. Und noch unschuldig. Ich bin mir in meinem ganzen Leben noch nie so alt vorgekommen wie damals. Heute ist ja ein 28jähriges Fräulein noch in der zweiten Jugend. Aber damals, das war die kritische Zeit. Sonst habe ich mir zu jedem Geburtstag ein Pfund Lyonerwurst gekauft und Schokolade getrunken. Aber an diesem Tage bin ich gleich ins Bett gegangen und habe geweint. Und dann habe ich noch ein Gedicht gemacht:

Mir sträuben sich die Haare,
Ich bin bald 30 Jahre,
Noch unschuldsvoll, und nicht
Ein einziger Herr in Sicht.

Mein Herz, das spürt nur Tränen
Und statt der Liebe — Gähnen.
Wie das das Herz durchsticht,
Kein einziger Herr in Sicht.

So geht es nicht mehr weiter,
Das schwör ich: Anna Schreiber.

Letzten Winter ist auch wieder einmal der Prediger Weiss zu mir gekommen, um zu sehen, wie es mit meinem geistigen Leben steht. Ich habe ihm ohne weiteres einen Kaffee serviert und zum Dessert mein Gedichtbuch zum Lesen gegeben,

weil ich doch gerade beim Abschreiben war. Wie er dieses Gedicht gelesen hat, fragt er mich, ob ich mich denn nicht geniere, dass ich einmal so etwas geschrieben habe.

« Wieso? » sagte ich. « Der Mann ist ein natürliches Bedürfnis. Und kein Mann kann sich rühmen, dass er mich ernährt hat. »

Aber ganz richtig steht es in der Bibel: Du sollst nicht schwören. Denn was nützt es? Es gibt zwei Arten Frauen: Die einen stechen den Männern in die Augen. Diese heiraten jung. Aber nach 10 Jahren sieht sie kein Mensch mehr an. Der Schmelz ist dahin. Die anderen haben einen schweren Kampf; aber je mehr sie verheiratet sind, desto mehr geht der Schmelz auf. Dann sehen die Männer, was für ein Schatz hier begraben liegt. Die machen dann noch Partien bis ins höchste Alter. Warum wird das einem nicht in der Schule gelehrt, um den Mädchen Mut zu machen? Im Frühling und im Sommer ging ich jeden Abend über den Platzspitz. Da wo die Limmat und die Sihl zusammenfliessen, steht eine Linde und darunter eine Bank. Dort sitzen die meisten Pärchen, weil es am dunkelsten ist. Jeden Abend sassen sie da, auch wenn es geregnet hat. Immer wieder andere. Mir hat es das Herz zerrissen; aber ich musste hingehen wie ein Magnet. Ich habe keinen Blick hingegeben, nur am Geländer bin ich gestanden und habe ins Wasser gesehen. Wenn dann die Bäume so säuselten, mehrere Hunde im Letten heulten und gar noch die Eisenbahn piff, so wehmütig. Da habe ich oft einen Seufzer fahren lassen. Warum kräht kein Hahn nach mir? Dahin gehört dieses Gedicht, welches ich gemacht habe:

*„Er putzt den Hausgang und die
Stiege und wenn ich am Abend heim-
komme, ist schon der Kaffee parat.“*



Ich glaube, es ist eine Linde,
Sie säuselt am Abend im Winde
Und unter ihr sitzt ein Paar,
Er kratzt ihr sanft im Haar.

Er zieht mit seinen Fingern
An ihren Ohrenringern;
Damit sie schelmisch lacht,
Hat er ihr dies gemacht.

Es tönt in die Nacht wie Glocken,
Mir will das Blut erstocken.
Mir hat das noch keiner getan.

Damals bin ich auch
auf Abwege geraten.
Jetzt bin ich aber wie-
der bei der Landes-
kirche. Da ist nämlich
der Prediger Bänteli,
das ist der Vorgänger
vom Prediger Weiss,
zu mir gekommen, von
den Heiligen der letz-
ten Tage, und hat mir
auf den Kopf gesagt,
wie ich noch kaum ei-
nen Spalt aufgemacht
habe, weil ich doch
nicht wissen konnte,
wer draussen steht:
«Auch du bist ein Kind
der Sünde, ein leicht-
fertig Geschöpf. Denkst
nur an deine fleischli-
chen Tage!»

Ich sagte: «Dass Sie
mir nurnicht so kommen!

Wer sind Sie denn eigentlich? Ich hab'
noch nie den Pfad der Sünde beschritten.»

Aber er lacht nur so höhnisch und
sagte: «Ich bin der Prediger Bänteli von
den Heiligen der letzten Tage. Aber wie
steht es mit den Sünden der Gedanken?»

Und da musste ich ihm wieder Recht
geben. Und so bin ich schwach geworden,
obschon ich es im Innern merkte, dass
es eine Niedrigkeit ist, die angestammte
Religion zu verlassen. Und ich habe auf
seine Briefe abonniert, 12 schöne Briefe,
schön von Hand geschrieben, mit der ei-

genen Adresse, jeden Monat einen, richtig durch die Post geschickt. Für nur Fr. 8.50, zahlbar zum voraus, wegen der schlechten Erfahrungen, die sie gemacht haben. Da hat es solche Weiber gegeben, die haben alle 12 Briefe gelesen, und wenn's dann ans Zahlen ging, sagten sie, die Briefe haben es ihnen nicht ganz getroffen.

Aber wie ich dann den Willi hatte, habe ich sofort meinen Fehler eingesehen. Weil ich doch richtig landeskirchlich wollte getraut sein. Ich habe das Abonnement gekündigt.

Er ist dann gekommen und hat gesagt: «Das ist absolut nicht nötig. Sie können schon bei der Landeskirche sein und doch abonnieren.»

«Nein, Herr Bänteli,» habe ich gesagt, «ich treibe kein doppelzüngiges Spiel. Hingegen, wenn ich einmal verheiratet bin, so können Sie jeden Monat einmal kommen und bei mir den Kaffee trinken.»

So haben wir es auch gehalten.

Aber damals war noch die Zeit von den sieben magern Kühen, mehrere Jahre. Und ich hatte keine Ahnung, dass mein zukünftiger Willi unterdessen schon seine Schlafstelle im gleichen Hause hatte wie ich. Das kam, weil er immer so spät nach Hause gekommen ist.

Aber einmal hatte er den Schlüssel vergessen gehabt und polterte an die Haustüre, wie verrückt. Ich hörte es wie der Donner und schaute oben heraus. Wie er hört, dass das Fenster aufgeht, ruft er, ich komme gescheiter und mache ihm auf, statt nur herunterzugaffen. Ich habe mich gleich entschuldigt, wie ich seine angenehme, männliche Stimme hörte und bin mit dem Schlüssel schnell hinunter, war aber doch erstaunt über

seine männliche Gestalt. Ich habe mich vorgestellt und er auch. Ich habe ihm gesagt, wenn er den Schlüssel vergessen hat, soll er mir nur jedesmal läuten, dreimal. Dann weiss jeder, es ist für mich, und ich mache ihm gern auf. Er hat dann durchschnittlich einmal in der Woche den Schlüssel vergessen. So sind wir bekannt geworden. Und ich habe mich die ganze Woche darauf gefreut. Dann auf einmal hat er mir nie mehr geläutet. Ich konnte schon nicht mehr schlafen, weil ich immer denken musste:

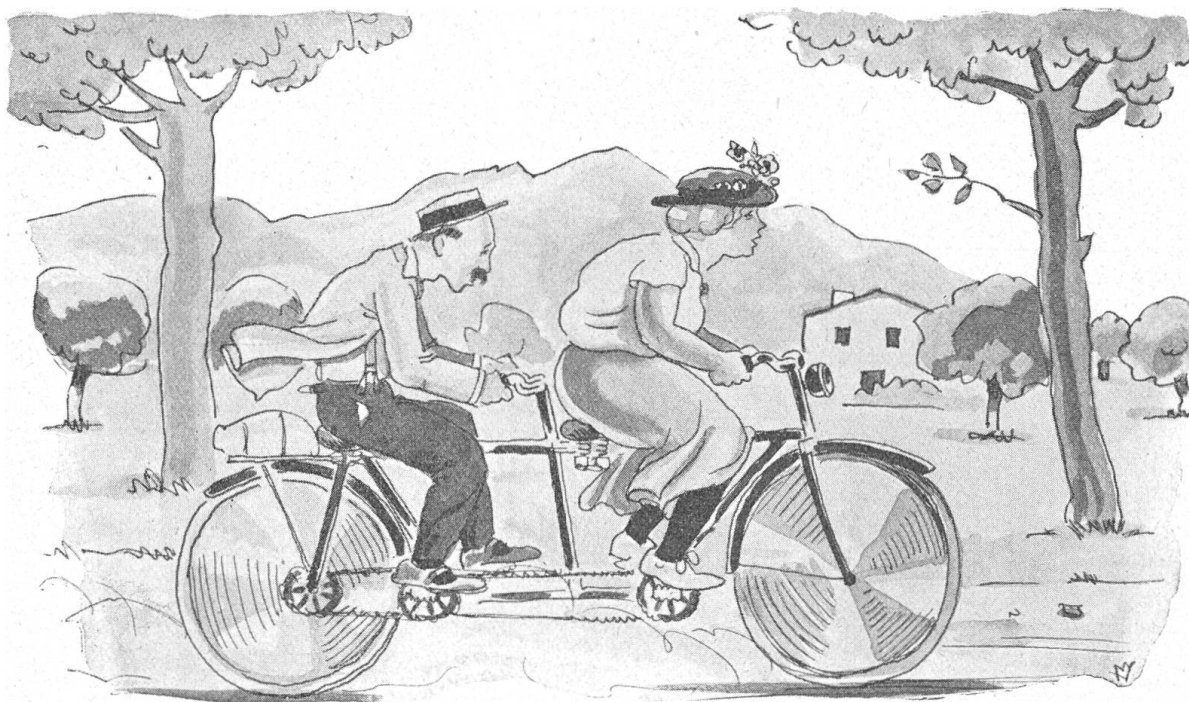
«Vielleicht läutet er gerade heute, und wenn ich es dann nicht höre, wenn ich schlafe und er läutet?»

Aber nur so ohne weiteres hinuntergehen, wenn er nicht läutet und warten, das konnte ich doch auch nicht. Was hätte er sonst von mir denken müssen? Jetzt, wie ich einmal an einem Abend so ruhelos in die Küche gehe, um das Wasser zu holen, sehe ich, dass die Frau Wernle vergessen hat, den Milchtopf hinunterzustellen. So rufe ich sofort der Frau Wernle durch die Türe:

«Frau Wernle, Sie haben ja den Milchtopf ganz vergessen! Aber ich trage ihn dann schon noch schnell hinunter, ich bin ja sowieso noch angezogen.»

Und ich gehe zum Fenster und schaue, ob er kommt. Und auf einmal sehe ich ihn schnell um die Ecke. Aber als ich hinunterspringe, ist er schon im ersten Stock. Er sagt nur so trocken nichts als den Gruss und schon nimmt er die Treppe wieder, wie ich stehen bleibe.

«Herr Gerstle,» rufe ich in meinem Unglück und weiss noch gar nicht, was ich sagen will, wie er sich umkehrt. Aber in diesem Augenblick sehe ich den retrenden Gedanken.



„'s sitzt eine hine-uf, 's sitzt eine hine-uf!...“

«Entschuldigen Sie, Herr Gerstle, aber ich glaube, Sie sind an einem Nagel stecken geblieben.» Er hatte nämlich ein grosses Dreieck in den Hosen. Er schaute mich nur so gross an, aber dann sagte er:

«Ja, das hat mir die Rosi schon lange flicken wollen; aber mir ist diese ewige Hosenwechslerei zuwider.» Und er habe sowieso nur dieses Paar. Mit Ausnahme von den Sonntagshosen sowieso. Ja, er soll sie mir nur herauslegen vor die Türe, habe ich gesagt, ich lege sie ihm dann wieder hin. Da hat er zugestimmt. Und so hat das Glück angefangen. Nur habe ich die ganze Nacht denken müssen, wer wohl die Rosi ist. Aber vielleicht ist es auch nur seine Schwester? Aber auf alle Fälle hat er die Hosen mir gegeben. Und ich habe gelacht, wie ich daran gedacht habe, wie die Rosi sich ärgern würde, wenn sie wüsste, dass ich die Hosen habe.

Dann habe ich zufällig ihn fast jeden Abend getroffen. Und einmal habe ich ihn gefragt, ob er nichts zum Flicken habe. Und ein anderesmal, ob er nichts hat zum Waschen, damit ich doch etwas zur Kurzweil habe am Abend. Und er hat es mir ohne weiteres gegeben. Jetzt war ich ganz in meinem Glück. Von der Rosi hat er nie mehr nichts gesagt. Nur an einem Sonntag, wie ich ihm die Socken vor die Türe gelegt habe, macht er auf und sagt, ob wir zusammen ins Kolosseum wollen. Die Rosi und ihr Bruder kommen auch mit. So sind wir ins Kolosseum gegangen. Am Sihlhölzli haben wir die Rosi mit ihrem Bruder getroffen. Jetzt diese Rosi war ein bildschönes Mädchen, bei einer Coiffeuse. Aber jünger als ich war sie auch nicht. Und ich dachte gleich, die hat so einen gemeinen Zug im Gesicht. Sie hat mich aber gleich am Arm genommen und gesagt:

« Wir müssen zusammenhalten. Wir müssen uns wehren gegen diese Männer.» Der Willi sei zwar ein Flotter, aber mit zu groben Manieren, für sie wenigstens. So sind wir Freundinnen geworden. Und weil der Willi und der Josi nicht getanzt haben, haben wir zusammen getanzt. Mich hat das natürlich interessiert. Weil sie mir alles vom Willi erzählt hat. Wie er trinkt und dem Vorarbeiter einmal einen Holzklotz an den Kopf geworfen hat im Koller. Mir hat das noch gefallen, weil ich glaubte, diese hat wenigstens nicht den Narren an ihm gefressen. Wir haben ex getrunken. Dann habe ich zwei Runden bezahlt, ich habe nur angestossen aber der Willi hat meine Biere getrunken. Das war wieder ein glücklicher Abend.

Ich bin in der Küche den ganzen Tag herumgegangen wie im Traum. Aber ich habe mir nichts merken lassen. Die Madame hat nichts gemerkt. Ich habe mich sonst nie geniert. Aber wenn man so ganz im Glück ist, so geniert man sich. Nur eines hat mir zu denken gegeben. Er hat manchmal die Rosi mitgenommen zu einem Bier, und mich hat er nie mitgenommen. Damit hat sie aufgetrumpft. Wer weiss, habe ich manchmal gedacht, wenn es noch lange geht, so kann sie es ihm in einem unbewussten Augenblick einmal doch noch angeben. So habe ich den Willi einmal an einem Abend gefragt, ob er zufrieden ist mit seiner Kost. Er muss doch kräftige Nahrung haben bei seiner Arbeit. Und ich habe mich nur entsetzen müssen, wie sie immer das gleiche geben in seiner Kostgängerei. Während doch, wenn er eine Frau hätte, diese im eigenen Interesse das gleiche für zwei herbringen würde, für weniger Geld, aber besser. Das hat er auch zuge-

geben. Und eine Schlafstelle ist recht, bis zu einem gewissen Alter; aber es ist doch nicht die gleiche Gemütlichkeit wie in einem eigenen Heim. Und wer würde sich zum Beispiel kümmern, wenn er Unfall hat? Dazu hat er auch nichts gesagt. Und ich habe schon gemerkt, wie es in ihm herumgegangen ist. Aber zugesprochen hat er mir noch nicht. Bis es dann an einem Abend herausgekommen ist, dass ihm die Rosi vorgehalten hat, sie kann nicht begreifen, dass er mit einer geht, die eine Nase wie ein Kürbis hat und dazu noch über das ganze Gesicht verteilt. Dazu habe ich gar nichts gesagt. Nur am Abend habe ich ihm dieses Gedicht in die Türe gesteckt:

O, Willi, glaube der Rosi nicht,
Meine Nase verteilt sich auf das ganze
Gesicht.

Und wäre auch diese Lüge nicht Trug,
Wo bleibt bei Rosi der feinere Zug?
Wenn eine von ihrer Freundin spricht:
Ihre Nase verteilt sich auf das ganze
Gesicht,

So ist sie auch mit der rosigsten Wange,
Nichts als eine gemeine und niedere
Schlange.

Darf ich dir raten, o Willi, so wähle
Das Mädchen mit der edleren Seele.

Wie er dann am Samstag das Hemd zum Waschen gebracht hat, sagte er, mit der Rosi gehe er doch nur zum Vergnügen, aber mit mir wären ihm unter Umständen ernste Absichten gleich. Nur möchte er nicht zu allem hinzu noch die Sorge für eine Familie haben. Da konnte ich ihm natürlich schon Auskunft geben. Was er denke, sagte ich, jung und stark, wie ich bin, ich würde mich ja schämen. Mir macht das Arbeiten nichts aus und

lieber für zwei als für eines. So habe ich zu meinem Zimmer noch einen Küchenanteil im untern Stock genommen. Nach einem Monat waren wir schon auf dem Standesamt. Und auch dieses letzte Opfer hat er gebracht: die kirchliche Trauung. Zuerst sagte er nein. Da bringen ihn keine vier Pferde hin. Aber meine Liebe hat ihn doch erweicht.

Die Pension habe ich aufgegeben. Ich konnte aber gerade einen Spettort übernehmen. Ein Advokat, der auch von der Pension wegging, weil er eine eigene Wohnung mit Bureau übernommen hat.

So war es das glücklichste Eheleben.

Ich wusste wenigstens, wer der Herr im Hause ist. Und es war noch ein echt bürgerliches Leben. Er hat seine Liebe nie offen gezeigt. Dazu war er zuviel Mann. Aber wenn ihm alles recht war, so habe ich es trotzdem gemerkt. Er hat mir dann einen festen Blick gegeben, dass es mir bis auf die Knochen gefahren ist vor Liebesglück. Ich war auch noch nicht so zimperlich wie manche Mädchen heutzutage. Wenn er wieder seinen Aerger gehabt hat mit dem Vorarbeiter Beerli und er einen Augenblick nicht gewusst hat, was er getan hat, so habe ich nicht geschrien, so dass die Leute denken konn-



„Ich musste nur staunen, wie eine Ladentochter bei gutem Willen doch auch noch den Kopf zusammennehmen kann...“

ten, bei Gerstle's ist wieder etwas los. Sondern ich habe gedacht: Es ist immer noch so besser, als dass er etwa noch dem Vorarbeiter Voigtländer auch noch einen Holzblock an den Kopf wirft. Und an einem Ort muss schliesslich der Aerger heraus.

Ich hatte nur einen Kummer: Er wollte keine Kinder haben. Er sagte, ich könnte von ihm aus schon ein Kind haben, wenn es nur wegen mir wäre. Er würde es mir schon gönnen. Aber für ihn sei es nichts, weil seine Nerven in Wut kommen, wenn er ein Kind hört, das schreit. Er hat das schon zu Hause mitgemacht, weil sein Vater noch eine zweite Frau hatte. Aber ich bin sicher, ich hätte ihn schon noch so weit gebracht, wenn nicht der Krieg gekommen wäre. So aber musste er in den Krieg, denn er war ein Deutscher. Ueber diese Zeit sage ich nichts. Denn, was so eine Strohwitwe durchmachen muss, ist unmenschlich mit der ewigen Sorge: « Was hat er wohl jetzt zu essen? Und wenn ihm nur nichts zustösst! »

In dieser Zeit habe ich auch das Waschen angefangen; denn meinen Advokaten habe ich sowieso verloren, weil er heiraten wollte, und ich konnte ihm doch nicht gut abraten. Und dann war das Spetten während dem Krieg sowieso nicht so günstig. So bin ich auf das Arbeitsamt gegangen wegen dem Waschen, weil man damit mehr verdient, und ich musste doch meinem Willi Geld schicken!

Zweimal war ich bei ihm im Urlaub, und 14 Tage später ist die schwere Nachricht eingetroffen. Das ist ein Punkt, über den ich nie ganz hinweggekommen bin. Wieso ist es möglich, dass einem Menschen das einzige Liebste weggenommen wird? Der Prediger Bänteli sagt, das kommt, weil wir sündig sind. Aber

dann, warum ist der Mann der Frau Kämmerer zurückgekommen, wo sie doch während dieser Zeit mit dem Stämpfli gegangen ist! Aber dann: Vielleicht ist es so, wie der Prediger Weiss sagt: Das sind Dinge, worüber man nicht nachdenken darf. Es kommt, wie es kommt, sonst könnte sich eine einfache Person noch in Gedanken versündigen.

Ein grosser Trost war mir der Deutsche Verein. Da hat der Professor Arnold Meyer eine Rede gehalten für die Witwen, und er hat gesagt, was sie alle für Helden gewesen sind und wir stolz sein müssen auf sie. Sterben muss schliesslich jeder, aber nicht jeder stirbt den Heldentod. Das sind gerade die Besten, und darauf müssen wir stolz sein. Ein Stück von dem Glanz fällt auch auf uns, wenn wir nur mutig sind und es tragen. Und das ist wahr. Ich bin auch jetzt noch stolz, und immer am 1. August gehe ich mit meinem Mannli zu dem Kriegerdenkmal auf der Forch, und wir trinken zusammen eine Flasche. Am letzten August ist mir dabei ein Gedicht in den Sinn gekommen, und ich habe noch in der « Krone » bei der Serviertochter den Bleistift gelehnt und es aufgeschrieben:

Er ist ein Mensch gewesen
Voll Schrot und Korn und brav.
Er ist im Krieg verwesen,
Weil ihn die Kugel traf.

Ich kann ihm nicht mehr schreiben,
Kein Kuchen schicken mehr.
Wer wird die Zeit vertreiben
Der Witwe sorgenschwer?

Wem soll das Geld ich geben
Vom Kundenhaus zurück?
Nein, dieses ist kein Leben,
Zu sprechen nicht von Glück.

Mein Mannli hat dann gesagt, er ist doch jetzt da.

Ich habe gesagt: « Das schon, aber das zweite ist nie mehr das erste. » Und das hat er zugeben müssen.

Wenn man einmal verheiratet gewesen ist, so heiratet man meistens auch noch ein zweites Mal. Das ist begreiflich. Man spürt noch mehr wie früher: Allein ist man doch nur ein halber Mensch. Das erste Jahr denkt man: « Nein, nie und nimmer, was würde denn der Willi sagen? » Das zweite Jahr: « Schliesslich, warum nicht, wenn der Richtige kommt, der Willi wäre sicher auch nicht dagegen. » Im dritten Jahr, da wird die Lage schon prekär. Im vierten sagt man sich: « Es ist die höchste Zeit. Eine Witwe wird ja auch nicht von Tag zu Tag jünger. Aber nichts von Zwängerei, sonst wird die Ehe nicht im Himmel geschlossen. » « Geduld bringt Rosen », sagte ich mir, und so ist es auch gekommen. Wie ich nämlich einmal am Sonntag nach dem Promenadenkonzert noch etwas spazieren gegangen bin am Quai, so sehe ich auf einem Bank ein Mannli sitzen, dem gerade eine Breme unterhalb der Nase sitzt, weil er geschlafen hat.

« Entschuldigen Sie bitte, aber Sie haben eine Breme », sagte ich und schlage so leicht hin mit dem Sonnenschirm. Er bedankt sich natürlich, und wir kommen ins Gespräch.

« Ich bin auch nicht immer so am Quai gesessen, das müssen Sie nicht von mir denken », sagt er. « Sonst habe ich ja immer um diese Zeit am Sonntag meinen Frühschoppen genommen für den Appetit. Aber so kommt es, wenn der modernen Jugend die Hochachtung nicht mehr gelernt wird. »

Seine Tochter, bei der er wohnte, seitdem er eine Bleivergiftung hatte, weil er doch früher Setzer gewesen war, hatte nämlich gerade einen Ausflug gemacht, und er durfte erst um 11 Uhr wieder nach Hause kommen. Geld hatte sie ihm auch keines gegeben, weil sie am Morgen ein Hafermus gegessen haben und dieses lange anhält, wenn man doch nicht mehr arbeitet.

So gab ein Wort das andere, bis ich schliesslich antönte: « Nehmen Sie es nicht für ungut und dass Sie es nicht etwa falsch auffassen, aber wenn Sie nichts anderes vorhaben, so habe ich auch nichts anderes vor. Ich gehe nämlich heute mit dem Schiff nach Rapperswil retour. Jetzt nehmen wir noch im « Hinteren Sternen » ein Bier. An das Mittagessen brauchen wir nicht zu denken, weil wir doch in Rapperswil den Kaffee nehmen. »

Er sagte, ihm ist es gleich, er hat sowieso keinen grossen Hunger und macht gerne die Begleitung, wenn es mir nicht ungeschickt kommt. So haben wir gesprochen und gesprochen, wie es so geht, wenn beide lange keine vernünftige Gelegenheit gehabt haben. Das Bier ist vergessen gewesen, und auf einmal sehen wir schon das Schiff am Bürkliplatz, wie die Leute eingestiegen sind.

Jetzt sage ich: « Herr Pernot (seine Familie war nämlich ursprünglich eine welsche), ich habe einen Vorschlag zur Güte. Wo wir uns so gut verstehen, was brauchen wir noch nach Rapperswil? Wissen Sie was, wir gehen so langsam ins Drahtschmiedli. Oder wenn Sie wollen, nehmen wir auch das Tram, ich habe das Abonnement. Wir nehmen dort ein Bier und haben es gemütlich. »

« Gerne, Frau Gerstle, » sagte er, « wir ersparen die Auslagen und wissen dann, wo wir sind. Ich habe nämlich den frühern Wirt gekannt. »

« Nicht möglich, » sage ich, « Herr Pernot. War es etwa dieser Dicke ? »

« Ja, » sagte er, « die Welt ist doch klein, wenn man darauf zu denken kommt. »

Und so hatten wir schon einen gemeinsamen Bekannten. Wir sind also gemütlich den Limmatquai hinunterspaziert, und ich habe ihm alle meine Gedanken auseinandergesetzt. Er konnte nur zustimmen. Und so habe ich gleich gesehen: er ist ein vernünftiger Mensch. Im Drahtschmiedli sind wir gleich an den Tisch, wo er früher gesessen ist, wo seine Frau noch gelebt hat. Wie die Servier-tochter gekommen ist, sagt er: « Frau Gerstle, wenn es Ihnen gleich ist, so nehmen wir vielleicht einen Servelat-salat. Sie haben hier nämlich einen guten, wenigstens früher. »

« Nichts für ungut, ich bin nämlich vegetarisch. Am Neujahr ein Züngli, hie und da ein gutes Stück Braten, da sage ich nicht nein. Aber Wurst, nie mehr. Mir, Fräulein, ein Becher dunkel bitte und ein paar Weggli, und für diesen Herrn ein grosses Helles und einen Servelat-salat mit Senf. »

Das wollte er wieder nicht haben. « Wenn's ein Weggli für Sie tut, so tut es auch für mich. »

« Herr Pernot, » sage ich, « ich war auch verheiratet. Mann ist Mann. Und ein gutes Stück Wurst isst jeder gern. »

Da konnte er wieder nicht nein sagen. So hatten wir es den ganzen Tag gemütlich. Er hat mir von seiner Bleivergiftung erzählt und wie seine Frau an den

Nieren gestorben ist. Und ich vom Willi. Aber wir sind nie aus der Reserve herausgetreten. Nur als wir weggegangen sind, hat jeder dem andern seine Adresse aufgeschrieben und haben am Mittwoch auf der Sihlbrücke abgeredet. So ging es weiter. Jede Woche zweimal. Einmal hierhin und einmal dahin, bis zum Oktober. Da bekam ich einmal einen Brief. Ich habe ihn heute noch, denn es war ein Schicksalsbrief.

Frau Gerstle !

Gern würde ich schreiben « Liebe Frau Gerstle ! » Aber die Umstände erlauben es nicht. Gerne hätte ich eine Frage an Sie gerichtet, schon lange. Sie wissen schon, was ich meine. Aber nein, mit meiner Bleivergiftung und ohne Posten, nochmals nein. Deshalb ist es besser, wir sehen uns nicht mehr. Denn, wozu, wo es doch nicht sein kann. Sowieso, da meine Lage immer mehr prekär ist, da meine Tochter ein Herrenzimmer einrichten will. Also muss mein Bett heraus. Das von den Kindern kommt in die Küche. Es sei für mich besser, wenn ich wieder arbeite. Das mit der Bleivergiftung sei doch nur ein Blödsinn, wenn ich nur arbeite, so kommen die bösen Säfte heraus. Was soll ich nun machen, liebe Frau Gerstle ??? Denken Sie nie mehr an Ihren unglücklichen Jean Pernot.

N. B. Es wär zu schön gewesen.

Darauf konnte es für mich nur eine Antwort geben.

Werter Herr Pernot !

Es ist sonst nicht die Aufgabe der Frau, damit hervorzutreten. Aber da Sie es mir mit Ihrem geschätzten Brief so leicht gemacht und taktvoll. Ich will mich kurz fassen: Wollen Sie? Wir ha-

ben beide schon geliebt. Sie wissen, was mir mein Willi war. Darum kann es sich also nicht mehr handeln. Aber wie wäre es unter der Devise: Geteiltes Leid, halbes Leid! Das von Ihrer Tochter finde ich gemein, ohne Ihnen zu nahe zu treten. Wenn ja, so am Mittwoch wie gewohnt auf der Sihlbrücke.

Ihre

Anna Gerstle.

Unter dem Weihnachtsbaum waren wir schon ein Paar. Bei uns konnte es ja nicht mehr heissen: « Mit dem Gürtel, mit dem Schleier, muss der holde Wahn zerreißen ». Dazu waren wir beide nicht mehr jung genug.

So leben wir halt jetzt, wie es geht und sind soweit ganz zufrieden miteinander. Einen grössern Streit haben wir eigentlich nur einmal gehabt, und das war ganz am Anfang. Das war, als ich das zweiplätziges Velo von einer Kundin billig gekauft hatte, weil sie mir nämlich angegeben hat, etwas Sport wäre gerade gut für seine Bleivergiftung. Das Fahren haben wir noch ganz gut gelernt. So wollten wir die erste Tour machen um den See herum an einem Sonntag. Aber in Zollikon ruft ein kleiner Bub, der aus der Sonntagsschule kommt, auf einmal: « 's sitzt eine hinenuf, 's sitzt eine hinenuf. » Und das ganze Rudel von den Kindern rennt uns hinten nach und ruft: « 's sitzt eine hinenuf. » Das hat mein Mannli so gekränkt, dass er vorn sitzen wollte oder gar nicht. Das konnte ich nun natürlich wieder nicht zugeben, dass er vorn sitzt, wo er doch der kleinere ist. Und so sind wir halt nicht mehr gefahren.

Schaffen kann mein Mannli nicht mehr. Aber sonst ist er immer noch rü-

stig. Er putzt den Hausgang und die Stiege, wäscht das Geschirr, und wenn ich am Abend vom Kundenhaus heimkomme, ist schon der Kaffee parat. Aber Kinder haben wir natürlich auch keine mehr. Ich habe mich schon hie und da gefragt, wie es kommt, dass oft gerade die besten Mütter keine Kinder haben und umgekehrt. Der Prediger Weiss sagt: « Sind Sie froh, denken Sie nur, Sie hätten eine Tochter und sie kommt in die Schande, oder der Sohn stirbt an der Lungenentzündung! Vielleicht ist es besser so. »

Der Herr vom «Schweizer-Spiegel» hat gesagt, wie ich ihm die Schrift zum erstenmal gegeben habe: « Das ist ja alles interessant, was Sie schreiben und intelligent geschrieben, aber es ist eigentlich nichts von der Waschfrau. » Da habe ich gesagt: Wer ist denn die Waschfrau, ich oder Ihr? Das Wichtige beim Mensch ist nicht, was er tut, sondern wie er dazugekommen ist. Das andere kann man kurz fassen. Ich bin ja sowieso keine gewöhnliche Waschfrau, weil ich nie auf das Arbeitsamt gehe, sondern Frau Anna Pernot, Part., Waschfrau.

Was ich über den Beruf zu sagen habe, kann ich in einigen Winken kurz zusammenfassen: Winke an die Hausfrau.

1. Immer wenn Wäsche ist, heisst es: Heute machen wir nur etwas Kurzes, wir haben Wäsche! Die Herrschaften denken aber nicht daran, dass es alle Leute so haben.

2. Einmal in der Woche ist Apfelwähe ein Festessen. Aber jeden Tag?

3. Im ganzen genommen bin ich lieber allein in der Waschküche. Man muss ja auch denken bei der Arbeit.

« Jetzt hast du noch das Wasser », sage ich mir, « da kannst du alles Weisse oder alles Rote hineintun. »

Ich richte mich nämlich immer nach dem Wasser. Wenn ich schönes Wasser habe, denke ich :

« Da kannst du das Wollene hineintun oder du kannst das Farbige hineintun. »

Aber viele Frauen denken halt, sie müssen auch dabei sein und die Waschfrau unterhalten.

Das versteht sich nur von selbst, dass es mich freuen muss, dass es auch heute noch Leute gibt, die, wie der Polizeiwachtmeister Rapold, eine hausgemachte Wäsche zu schätzen wissen. Es ist noch nicht drei Monate, als er zu mir gekommen ist und sagte :

« Frau Gerstle, es ist Ihnen vielleicht bekannt, dass mein Sohn Arthur ans Heiraten denkt. Er ist ja verlobt mit der Fräulein Peyer, und sie ist ja jetzt an der Aussteuer. Aber vorher ist sie in ein Geschäft gegangen und wie es so ist, jetzt weiss ich nicht, ob sie im Waschen durch ist. Wenn es Ihnen recht ist, kommen Sie am Mittwoch, wir haben dann Wäsche, und Sie sind vielleicht so gut und zeigen der Mimy, wie man es an die Hand nimmt. Ich bin dann auch dabei, es ist mir eine Beruhigung. »

Natürlich bin ich hingegangen und musste nur staunen, wie eine Ladentochter bei gutem Willen doch auch noch den Kopf zusammennehmen kann. Ich habe ihr aber dann zu ihrer Ehre auf die Hochzeit auch ein selbstgemachtes Gedicht geschickt :

Das ist die grösste Ehre,
Die einem Mensch widerfährt,
Wenn ein Herr aus besserer Familie
Ihn mit der Ehe beehrt.

Das Glück ist Dir widerfahren.
Es fiel Dir in den Schoss
Noch in den besten Jahren.
Drum sage ich : Geniesse es bloss.

Auch wenn ihm einmal im Aerger
Die Hand vom Gelenke entfährt.
Bedenke, er ist eben stärker
Und auch mehr als Du bejährt.

Frau Anna Pernot, Part., Waschfrau.

Sonst aber ist die Waschfrau, so als Ganzes genommen, je länger je mehr im Abnehmen begriffen. Da sind die Waschmaschinen. Und die jungen Frauen sagen : « Ja, mein Mann meint, das Waschen ist doch zu streng für mich, und wir geben es jetzt aus. »

So komme ich mir manchmal wie dieser Indianer vor : « Wir sind die Letzten, wir Mohikaner. »

Aber es ist ja überhaupt so mit den freien Berufen, das hat mir auch letzthin mein Advokat gesagt, wie ich ihm auf der Strasse begegnet bin : « Es ist nichts mehr mit den freien Berufen. »

« Herr Willemin, » habe ich gesagt, « mir geht es genau auch so; aber wir müssen uns trösten. Man hat doch auch seine Vorteile gehabt und ist sein eigener Meister gewesen. Solange wir leben, haben wir schon noch Kunden genug, und wie es nach uns geht, das müssen die dann wieder selber unter sich ausmachen. »